

# Phantomschmerzen einer götterfernen Zeit

*Zwischen Fussball und den Olympischen Spielen bleibt nichts als die Leere langer Nachmittage. Von Martin R. Dean*

Am Morgen danach vernahmen wir im Hinterhof der Pariser Wohnung, wo wir gerade weilten, das fröhliche Klirren der Scherben. Die Flaschen, im vierwöchigen Fussballfieber, im Siegesrausch und im Tausel der Niederlagen geleert, wurden entsorgt. Der Lärm dauerte bis in den Nachmittag. Die Grande Nation erwachte geräuschvoll aus einem Traum, und wir alle, die wir uns täglich an den Flachbildschirmen und am Live-Ticker genährt hatten, sahen uns auf Entzug gesetzt.

Öde erstrecken sich nun die Nachmittage ins Leere. Wohin sollen wir mit uns? Müssen wir uns nicht, um in der Sprache des Mediums zu bleiben, neu programmieren? Mit Open-Air-Kino oder -Konzerten, mit guter Lektüre. Ja, Lesen hilft gegen die Leere. Aufgehört zu lesen haben wir nie, aber wir legten vor jedem Match ein Lesezeichen ins Buch, denn aufgeschoben war ja nicht aufgehoben. Ohne es zu merken, haben sich in den vier Wochen der medialen Bestrahlung neue Gewohnheiten und Tagesabläufe in uns herausgebildet, Erlebnisstrukturen, die nun unbefriedigt bleiben. Im Supermarkt verkrampft sich die Hand, die nach Snacks und Bier greift. Und es kann geschehen, dass wir nach einer halben Stunde Lektüre den Roman weglegen, den Fernseher einschalten und auf die schlimmste Art Alltag treffen, auf die Fernsehkonserven am Nachmittag.

Was macht uns den Entzug so schmerzhaft?

Es kann nicht nur die EM selber gewesen sein, auch wenn wir sie uns so schlecht nicht reden lassen wollen, wie es einige Kommentatoren tun. Da war doch Shaqiris Fallrückzieher, ein einzigartiges Glanzstück zur richtigen Zeit. In unseren Jubel mischte sich die Befriedigung, als sich der jahrzehntealte Knoten löste: Wir Schweizer können's also doch, sogar auf höchstem Niveau! Und da war das Hochspannungsspiel Deutschland gegen Frankreich, wo man die Sympathien teilen musste.

## Die Schönheit eines Spielzugs

Immer wieder quer kam einem die Sucht, für den Schwächeren Partei zu ergreifen, als ginge es bei jedem Spiel um die (Wieder-)Herstellung einer höheren

Gerechtigkeit. Auch das letztlich abtossende Fussballgeschäft mit seinen schwindelerregenden Transfersummen hat uns nicht den Geschmack verdorben, denn Emotionen sind, so redeten wir es uns ein, immer echt, und ein Match entfaltet in Spielzügen und Einzelszenen eine Schönheit, die den Tag retten kann. Trotz allem wohnten wir den Spitzenleistungen von Einzelkämpfern bei, die Grenzen überschritten, und erlebten, dass die Schönheit eines Spiels nicht planbar ist, sondern auf einem Gelingen beruht, bei dem höhere Mächte die Hand im Spiel zu haben scheinen.

Während der Ausnahmezeit der EM wurde Europa, gerade in seiner schwersten Stunde nach dem Brexit, sichtbar. Diese berückende Vielfalt in der Einheit hätte alle Europagegner überzeugen müssen. Wie anders als die Taktiker aus Italien spielten die leidenschaftlichen Iren auf! Wie aufgeklärt und unverkrampft wirkten die Deutschen gegenüber den hilflosen Briten! Welche Spieler haben aus welchen Gründen die Nationalhymne mitgesungen? Wenn das Absingen dieser mehr oder weniger gelungenen Lieder überhaupt etwas mit nationaler Identifikation zu tun hat, dann waren die afrikanischstämmigen Franzosen gewiss die besten Patrioten.

Auch die östlichen Landestteams haben ihr Gesicht gezeigt, indem in ihren Mannschaften keine «Ausländer», auch keine Afrikaner auftauchten. Herausstechend waren auch die Isländer, deren Wikingerbärte den Verdacht nährten, eine neue, haarige Männlichkeit aus dem Norden sei im Kommen. Schliesslich trauerten wir mit den spanischen Dinosauriern, die ausscheiden mussten, weil sich ihre Spielweise wohl endgültig überlebt hatte, und amüsierten uns danach am Ronaldo-Theater.

Und plötzlich war von einem auf den anderen Tag alles vorbei. Die Scherben wurden entsorgt. Die Flaggen eingewickelt. Man dachte an die im August beginnenden Olympischen Sommerspiele in Brasilien.

Weshalb der unerwartete Horror Vacui?

Vielleicht ist es etwas Tieferliegendes, das uns die EM vermissen lässt, nämlich der Begleitumstand der Ver-

gesellschaftung unseres Alltagslebens. Kein Abend verging, an dem wir uns nicht mit Freunden trafen, um zusammen ein Spiel anzuschauen. Wir haben eingeladen und wurden eingeladen; man lernte sich wieder neu kennen, da die Familien- und Paarinszenierungen klein gehalten wurden. Auch die Menus waren eher wahrhaft, unverstellt und improvisiert als raffiniert.

Oft gingen Risse durch die Familien, wo man sich nicht auf die Unterstützung derselben Mannschaft einigen konnte. Mutter-Tochter-Allianzen gegen Vater-Sohn. Wir erlebten Fussballmuffel, die in den Pausen mit ihren Kommentaren über Mehmet Scholl oder Marco Streller hinauswuchsen. Wir wurden Zeuge, wie einzelne Fussballspieler von Frauen Liebeserklärungen erhielten, deren Frivolität frisch und natürlich war, hautnahe Einschätzungen zu den vielfältigen Aspekten maskuliner Schönheit.

Die Spiele entlasteten uns von der täglichen Agenda. Wir wussten, dass wir träumten, aber wir lebten nicht in einer profanen, sondern in einer sakralen Zeit. Ohne dass wir dabei an den Religionsforscher Mircea Eliade dachten, der die Unterscheidung zwischen einer profanen und einer sakralen Zeit zum Grundmuster des menschlichen Lebensrhythmus erklärt hatte. Nicht nur die Muslime, deren Fastenbrechen in die Zeit der EM fiel, auch wir Christen kennen die Unterscheidung von Advent und Januarloch, von Karwoche und Aufbruch ins Frühjahr.

Vielleicht reicht die Angst vor der Leere also tiefer, als uns bewusst ist: Vier Wochen lang lebten wir in einer sakralen Zeit, in der andere Gesetze herrschten und wir, in welcher Art auch immer, mit dem Transzendenten in Kontakt waren. Die Entzauberung der Welt – und wann wäre sie heftiger und brutaler im Gang als heute – war aufgehoben. Unser Horror Vacui, um Eliade zu folgen, wäre also nichts anderes als der Schmerz einer götterfernen Zeit.

Unser Gedächtnis, so die Forschung, ist auf solche Ausnahmezeiten geradezu erpicht, steigert sich doch seine Aufnahmekapazität dadurch um ein Vielfaches. Wie gut uns festgefahrene Rituale auch tun, wir benötigen zwischen-

durch den Ausnahmezustand. Noch im Wochenablauf erscheint das Nacheinander von profaner Arbeitszeit und sakralem Wochenende als das Natürlichste der Welt. Vielleicht hören wir ja nie ganz auf, religiöse Wesen zu sein.

Den Japanern ist die Leere heilig. Die Faszination für das Nichts, das uns so schreckt, das wir mit aufregenden Bildern und dramatischen Ereignissen füllen, kehrt in den östlichen Meditations-techniken wieder, denen sich immer mehr Menschen zuwenden. Wer in geduldiger Bewusstseinsarbeit die Leere aushalten lernt, wer sich ruhigen Atems in sie hineinbegeben kann, für den verliert sie den Schrecken. Mindestens eine Stunde stille Ausnahmezeit pro Tag empfehlen die Meister der Mindfulness-Bewegung für unser Glück. Der Lohn, der winkt, ist die Freiheit, die Freiheit von allem. Freilich ist diese Freiheit das Gegenteil jener dionysischen Unterwerfung unter Götliche, von der der Abendländer Nietzsche schwärmte.

### Im schwerelosen Zustand

Etwas von dieser Dichotomie hängt noch Adornos berühmtem Diktum an, es könne kein richtiges Leben im falschen geben. Wir lassen also einen transnationalen, von vielerlei Fremdinteressen manipulierten Sportanlass als sakralen Traum von der Erneuerung der Welt durchgehen. Unbestreitbar ist, dass Olympische Spiele wie Fussball-Endrunden nicht nur die Welt, sondern auch unsere geschundene Seele etwas stabilisieren. Denn längst haben wir uns im falschen Leben eingerichtet, im Wissen, dass es das richtige nicht gibt.

Doch mag die Sehnsucht, dem Richtigen, dem Grossen, Schönen und Heiligen zeitweise näher zu kommen, uns nie ganz in Ruhe lassen. Einige Tage und Nächte verbrachten wir in einem beinahe schwerelosen Zustand. Auch aus diesem Traum – oder war es eine Illusion? – wurden die Stadt und die Menschen von dem Anschlag in Nizza brutal herausgerissen. Die götterferne Zeit hat gerade ihr hässlichstes Gesicht gezeigt.

---

Der Schriftsteller **Martin R. Dean** lebt in Basel. 2015 erschien im Verlag Jung & Jung der Essayband «Verbeugung vor Spiegeln».